

Grüne

Gefeiert oder gefoltert

Fischers Bosnien-Thesen stoßen bei Parteifreunden auf klammheimliche Zustimmung – das Ende des grünen Pazifismus?

Die Freunde aus Baden-Württemberg ahnten nichts Gutes. Kurz vor der Debatte des Bundestages über den Einsatz deutscher Tornados in Bosnien erinnerten sie in einem Brief die Bonner Grünen an ein Versprechen ihres Fraktionsvorsitzenden.

Die Fraktion, so hatte Joschka Fischer beteuert, werde sich „in zentralen Fragen“ an die Grundsatzbeschlüsse der Partei halten. Der Vormann, so die Mahnung, solle nun ja nicht vom rechten Weg abweichen – dem „pazifistischen Programm“.

Die Sorge schien unbegründet: „Es gibt keine militärische Lösung“, hielt Fischer Bundeskanzler Helmut Kohl und seinen Koalitionären im Bundestag vor, „es gibt nur eine politische Lösung.“ Die Grünen-Fraktion stimmte mit großer Mehrheit gegen den Einsatz deutscher Tornados in Ex-Jugoslawien.

Jetzt liest sich das anders. Vergangene Woche schreckte der Ober-Grüne mit einem zwölfseitigen Brief die „Freundinnen und Freunde“ aus der Ferienruhe. In seinem Plädoyer für eine militärische Intervention im Bosnien-Krieg stellt der heimliche Vorsitzende die Gewaltfreiheit – einen der obersten Glaubenssätze der Grünen – zur Disposition. „Die Partei“, befand er, „muß nunmehr ihre Entscheidungskompetenz wahrnehmen.“

Eine schmerzliche Debatte steht den Grünen bevor. Sie erinnert an den Streit in der SPD, als der spätere Fraktionschef Herbert Wehner seine Partei 1960 mit seiner großen Bundestagsrede auf Nato-Kurs trimmte.

„Wir wollen dazu beitragen, die militärische Logik zu durchbrechen“ – für dieses anspruchsvolle Ziel stimmten noch Ende 1993 auf dem Bonner Parteitag mehr als 90 Prozent der grünen Delegierten. In einer Resolution stellten sie sich ausdrücklich in die „Tradition von Pazifismus und Antimilitarismus“. Krieg und Kriegsdrohung galt ihnen als „schlimmste illegitime Gewalt“. Auch „nichtmilitärische Sanktionsmaßnahmen“ wie Handels embargo oder Sabotage, hieß es in der Reso-

lution, können jeden Aggressor „ins Mark treffen“.

Lapidar stellt Fischer nunmehr fest, nach der serbischen Eroberung der Uno-Schutzzonen Srebrenica und Žepa sei der Auftrag der Vereinten Nationen „gescheitert“; die Politik der Friedensbewahrung habe sich als „hilflos“ erwiesen.

Er plädiert für den „militärischen Schutz der Schutzzonen am Boden und in der Luft“. Die deutsche Linke werde „ihre moralische Seele verlieren“, warnt er, wenn sie den „Balkan-Faschismus“ gewähren lasse.

Stolz, aber auch ein wenig beklommen genöß der grüne Clan-Chef die Verwirrung, die er mit seinem Coup bei Freund und Feind angerichtet hatte. Immerhin hat er prominenten Beistand.

ger, müsse schon Position beziehen. Schließlich schärfte Fischer sein Papier an und legte seine bellizistische Haltung offen.

Die Empörung der Fischer-Widersacher war verhalten. Viele, glaubt die Hamburgerin Krista Sager, seien angesichts der Grausamkeiten in Bosnien uneins mit sich und dem alten pazifistischen Postulat. „Die lauern erst mal hinterm Baum, ob Fischer gefeiert oder gefoltert wird.“

Er sei „selber getrieben“, räumt der linke Vorstandssprecher Jürgen Trittin ein. Eine „rationale Diskussion“ wünscht er sich, „keine Glaubenskriege“. Den Kampf gegen eine „Militarisierung der Außenpolitik“ – eines der letzten identitätsstiftenden Themen der Linken – sieht er als seine Aufgabe an.



Grüner Bellizist Fischer: Schmerzliche Debatte für die Partei

Auch Jürgen Habermas, das intellektuelle Vorbild der 68er Generation, hat sich „mit einem Abgrund von Trauer“ zum Bellizisten gewandelt (siehe Interview Seite 34).

Lange hatte Fischer gezögert, ehe er sich heraustraute. Zwar ist er gewohnt, auf Parteitagern wie in Bonn in der Minderheit zu bleiben, aber es wurmt ihn doch, wenn die eigene Partei über ihn herfällt.

Schließlich gab er dem Drängen von Realo-Freunden wie Hubert Kleinert und Krista Sager nach. Kleinert war bereits ungeduldig und hatte schon gedroht, er werde gemeinsam mit Sager ein eigenes Papier verfassen.

Als das Ergebnis vorlag, waren die Drängler zunächst enttäuscht. Fischer hatte seitenlang und eindrucksvoll die desolate Lage beschrieben, das war's. „Der große Vorsitzende“, stichelte Sa-

„Aber glaubt nicht“, gab er vor kurzem seinen Gesinnungsfreunden zu verstehen, „daß ich für euch die Jutta Ditfurth mache“ – eine Erinnerung an die einstige Sprecherin, die als Fundi längst den Grünen den Rücken kehrte.

Kerstin Müller, Sprecherin der Linken im Bundestag, bekennt, wie alle sei auch sie „zerrissen“, wenn sie die Bilder am Bildschirm von Tod, Hunger und Vertreibung sehe. Aber der Kollege habe in seinem Papier „weit ausgeholt“, sagt sie, „und nicht zu Ende gedacht“ – eine weitverbreitete Kritik mit unterschiedlichen Vorzeichen.

Die hart am Dogma der Gewaltfreiheit festhalten, werfen Fischer vor, er habe sich vor einem klaren Bekenntnis gedrückt. Wer denn mit welchen militärischen Mitteln die Schutzzonen schützen soll, fragen sie. Und um welchen Preis?

Tatsächlich hat auch Fischer in seinem Papier bewegt die Uneinigkeit und die „innenpolitisch begründete militärische Symbolpolitik“ des Westens angeprangert. „Vermutlich hätte man schon längst gemußt“, stellt er fest, „wenn es denn man gäbe.“

Es sei „falsch“, legt auch der stellvertretende Parteivorsitzende der SPD, Oskar Lafontaine, die Schwäche des Papiers bloß, „die Staaten, die unterschiedliche politische Ziele verfolgen, aufzufordern, zu deren Durchsetzung mit Truppen zu kämpfen“. Fischers Kampfaufruf hat in der Wirklichkeit keinen Adressaten.

In den Augen seiner Realo-Freunde machte der grüne Strategie andererseits den Linken zuliebe zu viele Zugeständnisse.

Warten auf den Tag

Die Tornado-Teams in Piacenza – Vorbereitung für den Ernstfall

Cordani glaubt an die Heilige Maria der Rosen, und er glaubt an die deutschen Tornados. Geduldig hält der Italiener, wie die anderen Pilger auch, im Gebet inne, als ein Kampfjet grollend auf der Piste hinter der Wand mit den Totvotivtafeln niedergeht.

Kaum ist das lähmende Tosen der Triebwerke in ein versöhnliches Pfeifen

Obergrüne Joschka Fischer entschieden für Militäreinsätze in Bosnien – wenn auch nicht für deutsche – plädiert. Die Bomberpiloten, seit jeher um die Rechtfertigung ihres Jobs bemüht, stellen nun fest: Sie werden allmählich akzeptiert.

In Italien sind die deutschen Flieger inzwischen eine kleine Attraktion. Jeden Morgen zwischen zehn und elf Uhr, wenn die ersten der 14 deutschen Maschinen über die Startbahn jagen und in einer sanften Rechtskurve über den Tomatenfeldern Richtung Adria aufsteigen, können die Piloten einen Moment lang den Parkplatz gleich hinter dem Stacheldrahtzaun erspähen.

Angelockt von Top-Gun-Romantik, treffen sich hier täglich mehr Schaulustige: Rentner mit ihren Frauen, Kinder, die Karabinieri, eine Familie im Wohnmobil. Zuweilen sind deutsche Touristen dabei. Einige verfolgen die Jets mit dem Feldstecher, bis sie im Dunst verschwinden. Andere klatschen.

Daheim in Obermeitingen versuchten Reporter bereits, das Privatleben der Flieger auszukundschaften. „Jetzt sind wir wohl öffentliche Personen“, mutmaßt Tornado-Pilot Sven, 29.

„Und das ist erst der Anfang“, glaubt Johann G. Dora, 46, der Chef des Tornado-Geschwaders. Vorsorglich wies der Kommodore alle Familien auf den fachgerechten Umgang mit dreisten Medienvertretern. Seine Direktive: „Im Zweifelsfall: Tür zu.“

Dora will auch nicht bekanntgeben, ob überhaupt und, wenn ja, wann welche Crews bei einem Einsatz über Bosnien mitfliegen. Bei den bisherigen Luftschlägen der Nato „wußte auch keiner, wer konkret gefeuert hat“.

Ob die Geheimhaltung klappt? Die erste deutsche Rakete auf Bosnien werden schon Karadžić' Serben propagandistisch ausschlachten. „Selbst, wenn wir nur einen Heuhaufen treffen“, ahnt Pilot Jürgen, 32, „wird es sofort heißen: Die Deutschen haben einen Kindergarten in die Luft gejagt.“

Schon vor dem Ernstfall erleiden die Tornado-Teams genug Rummel. Die Pressetermine, zweimal pro Woche auf dem Luftwaffenstützpunkt bei Piacenza, gleichen mitunter dem Trainingslager der Fußball-Nationalelf kurz vor einer Weltmeisterschaft.

So gelangt der Nation zur Kenntnis, wie die Männer hinter dem hohen Zaun



L. CHAPERON / LASA

Tornado-Crew in Piacenza*: „Jeden Tag kann es soweit sein“

Linke Argumentationsmuster habe er bedient, indem er den Deutschen wegen der übereilten Anerkennung von Kroatien und Slowenien eine Kriegsschuld zuschiebt, findet Waltraud Schoppe, ehemalige Frauenministerin in Niedersachsen. Und auch den Vorwurf, die Bundesregierung betreibe eine „militärisch gestützte, machtorientierte Außenpolitik“, hält sie für abwegig: „Man kann Kohl viel nachsagen, aber das nicht.“

Geradezu „hasenfüßig“ erscheint es dem Realo-Kampfgefährten Kleinert, daß Fischer das Wüten der Deutschen im Zweiten Weltkrieg auf dem Balkan als Einwand gegen eine Bonner Beteiligung im Bosnien-Krieg weiter hochhält – wider bessere Einsicht, wie Freunde genau wissen: „Der braucht doch nicht so 'ne Angst zu haben“, ärgert sich Kleinert, „diese Position ist hinfällig.“

übergangen, kommt die kleine Prozession wieder in Gang. Das zerschnittene Ave-Maria wird zu Ende gemurmelt. Gleich darauf unterbricht der nächste Tornado den Besinnlichkeitsbetrieb im Wallfahrtsort San Damiano.

Cordani, der die Marienstatue regelmäßig um mehr Lohn und weniger Rheuma bittet, fühlt sich vom Lärm des Fliegerhorstes nicht gestört. Im Gegenteil: „Es ist doch wichtig, daß diese Piloten für den Frieden fliegen.“

Seit die 22 Tornado-Crews aus dem schleswig-holsteinischen Jagel und dem bayerischen Lechfeld von Norditalien aus zu ihren Übungsflügen an die dalmatinische Küste starteten, sehen sie sich ungewohnten Sympathien ausgesetzt.

Verblüfft registrieren die deutschen Flieger, daß mittlerweile selbst der

* Kommodore Dora (l.).